

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 33

Artikel: Hyspa [Fortsetzung]

Autor: Egger, Gertrud

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Familienbillet, das doch wohl eher die rosenrote Farbe verdient hätte, und mit prallgefülltem Kutsch ausgerüstet, fahren wir dem Neuenburger-Jura entgegen, der blau im zarten Dunst des sonnigen Morgens am Horizont seine weiche Linie zieht. Schon lacht der See, auf dem ein weißes Segel steht, und dort in der Ferne ragt das Schloß Neuenburg über der Stadt empor, wo im grauen Altertum der römische Wachturm, das novum castellum, die Heerstraße nach Verdon hüte. Charakteristisch für viele Bauten der Stadt ist die Verwendung des gelben Steines, den schon die Römer hier gebrochen, und mit dem sie Aventicum, den mächtig aufstrebenden Hauptort Helvetiens, aufgebaut haben.

Überall trifft man liebe, alte Bekannte — mag man fremd in Neuland wandern, oder nach langen Jahren dorthin zurückkehren, wo man als Kind gespielt. Ich war schon auf der Wengernalp mitten in einer Herde Kälber, die mich so zutraulich anschauten, als wäre ich ihresgleichen — auf dem Sustenpass traf ich ein Wandermädel, das mit den Bergblumen wie mit Kindern sprach — ich besuchte Schloß Lichtenstein, wo mir aus einer bunten Fensterscheibe das Bernerwappen entgegenglühte — und in Neuenburg habe ich meinen guten Freund de Purry wiedergesehen, zu dessen bronzenen Füßen ich als Bub so oft gemärmelt habe. Sein ganzes Vermögen hat er seiner Vaterstadt vermacht, aber trotzdem schaut er uns nach, wie wir Wandergesellen mit dem Tram dem See entlang gegen Auvernier und Boudry fahren. Ein feines, altes Städtchen, dieses Boudry, mit einem Torbogen, einem reizenden Schlößchen und, als Hauptattraktion, das Geburtshaus Marats, des französischen Volkstriibunen, aus einer spanischen Familie stammend, die im 18. Jahrhundert in das Bürgerrecht Boudrys aufgenommen wurde.

Und nun folgen wir der Aare, die heute durch dümmige Schluchten tollt, liebliche Auen durchheilt, und die in den Jahren 1863 und 1897 so bös gehauft und unermesslichen Schaden angerichtet hat. Unter dem imposanten Eisenviadukt der Linie Neuenburg-Lausanne führt der Weg bald in einen Tunnel, „es rächts Tunäll“, stellt die Jungmannschaft erstaunt fest, in dessen Mitte ein Fenster den Blick auf die bewaldeten Hänge des rechten Ufers freigibt. Über schwundlige Stege, auf schmalem Pfade wandern wir sinkend dem Steilhang entlang durch die Schlucht, in deren Tiefe das Wasser gurgelnd, nimmermüd in die Ebene hinunter, dem See zu drängt. Senkrecht stürzt die Felswand ins Bachbett hinunter, gewaltige Blöde sind vom Wassergriff umsprüht, tief gräbt der Fluss sich in den harten Stein. Turbinen brüllen wie gefangene Riesen, und in einem verborgenen, winzigen Tropfsteinhöhlchen hockt ein sinnender Zwerg. Und dann öffnet sich die Schlucht. Aus dem kühlen Wald treten wir in den Talboden des Champs du Moulin. Hier steht das hübsche Häuschen, in dem Rousseau so glückliche Tage verbrachte, wo er mit Zinsendorff zusammentraf, wo er ein Mädchen liebgewann. Heute, nach bald 200 Jahren, würde der menschenhelle Philosoph seinen stillen Zufluchtsort kaum mehr wiedererkennen. Denn hier sprüht das weisse Temperament, jaucht und lacht und lärm das französische Element. Hier kann man sich an deliziösen Forellen regalieren, die bis zu 100 Kilogramm an einem Sonntag von den Ausflüglern vertilgt werden.

Weiter geht der Weg durch junges Gehölz an sieben schäumenden Schwänen vorbei über eine gewölbte Steinbrücke, die fast an Benedigs Seufzerbrücke mahnt. In der engen Schlucht hängt zwischen den senkrecht abstürzenden Felswänden ein ungeheuerer Stein, der einmal die Hänge polternd hinuntergesausst und mitten im rasenden Sturz liebvolle von den Armen der Schlucht aufgefangen wurde. Unter dem Felsblock hindurch tost das schäumende Wasser, und auf seinem bemosten Rücken schaukelt eine alte Konservenbüchse im zitternden Sonnenlicht. Wie Riesenschlangen schleichen die schwarzen Rohre der Wasserleitung von den Ber-

gen hinunter, weit oben am Hang donnert die Eisenbahn vorüber, und dann sieht man Noiraigue im Talessel vor sich liegen. Hier führt die Straße an glutheißen Halden und an lieblichen Buchenwäldern mit dem Ausblick auf See und Boudryberg nach Rocheport. Mächtig steigen die schroffen Wände des Creux-du-Vent über die bewaldeten Hügel empor — „exact wie ne Diwan vom ene Rys“, bestätigt unsere Kleine, die auf ihre Art französische Übersetzungsübungen betreibt —. Zweimal überholen wir auf der Landstraße ein Auto „en panne“. Das dritteweil rumpelt die alte „Banne“ beschämt und mit wackligem Borderrad vorsichtig an uns vorüber, und wir freuen uns, daß wir nur Wanderlust im Herzen haben und gesunde Knochen in den Beinen — und nichts wissen von verrosteten Kerzen, Plattfüßen und andern — — Chikanen!

Wir kommen mit der Dämmerung nach Rocheport, finden ein molliges Stübchen, ein jörgliches, altes Mütterchen und bald summt uns der knatternde und tutende Lärm der nach Pontarlier rasenden Motorvehikel in einen herrlichen, traumlosen Schlaf.

*

Ein allerweltsgroßer Kaffeehafen und ein überdimensionaler Milchkopf stehen auf dem Frühstückstisch. Draußen kräht heiser ein junger Hahn, zwei Raben schnurren behaglich auf dem Fensterbrett. In der Schmiede nebenan faucht der Blasbalg und hellklingend tönt Eisen auf Stahl. Herrlich schmeckt das Morgenessen, und frisch gestärkt steigen wir durch kniehohes, raschelndes Laub auf „Les Tablettes“ hinauf. Über senkrecht abfallender Fluh ragt die Felsplatte hinaus — wunderbar ist die Fernsicht auf die drei Seen, auf die Dörfer, Berge und Täler, und am Horizont, ganz in der Ferne, reiht sich Gipfel an Gipfel vom Pilatus bis zum Montblanc. Und hier oben huschen Eidechsen, blau der Enzian, glüht das Ankenbälli, duftet das Maieriesli, leuchtet der Stern der Narzissen — hier oben wirft man sich ins saftige Gras und spürt, wie die Erde lebt und atmet.

Feine Suppe brodelt im Kocher, die Spiegeleiern prägeln über dem Feuer, eine Unzahl belegter Brötchen — zu Deutsch: Sandwiches — harrt ihrer Bestimmung, und die roten Ameisen, die lieben, roten Ameislein, nehmen sich unser gar zutraulich an!

Das Hotel „La Tourne“, kaum eine Viertelstunde vom herrlichen Aussichtspunkt entfernt, ist ein vielbesuchtes Ausflugsziel. Eine Blechmusik läßt ihre Märkte erklingen, ein Mädchenpensionat sitzt im Schatten einer alten Buche um einen mächtigen Futterkorb herum, ein Kirchenchor, unter Leitung eines behabigen Pastors im Gehrock, spaziert plaudernd durch die blumigen Wiesen, ein Einzelgänger stürmt schwitzend den holprigen Weg hinan, und Madame im roten Hut und gelber Jacke sitzt am Volant zur Abfahrt bereit und kommandiert den biertrinkenden Herrn Gemahl — nicht übertrieben leise und harmonisch — an ihre grüne Seite.

Ein lustiger Fußweg führt über „Les Grattes“ nach Bôle und Colombier hinunter, wo am Strand ein hübsches Nixen baden, wo das Schiff in der gewitterschwülen Abendstimmung sich neigt. Sachte kommt eine Welle nach der andern, lautlos fast, und fühlt den Körper, den die Freude und das Wandern so müßig und so heiß gemacht.

HYSPA.

(Fortschreibung.)

(I. Schweiz. Ausstellung für Hygiene und Sport, Bern 1931.)

Von Gertrud Egger.

Das Kind.

Wir wollen zunächst einen Blick ins Säuglingsheim werfen. Wie lebt das Kind im bernischen Säuglings- und Mütterheim? Es ist lustig vor Gesundheit, und es „besitzt“ auch nicht viel mehr als andere Kinder. Worauf es ankommt, das ist die Blitsauberkeit und das praktische Nebeneinander der notwendigen Säuglingsausstattung.

Neben dem Bettlein steht der Wickeltisch mit Wage. Er ist auf- und zuflappbar. Der Badekasten mit Schwamm und allem Zubehör ist ebenfalls gleich zur Seite. Ein Inhalationsapparat und ein Strahler wurden nach und nach angeschafft. Im Spielzimmer turnt das Kleine am Laufstuhl herum; es hat seine Schaukel, seine Tiere und Bälle und benimmt sich halb wie ein Kätzchen, halb tappig wie ein kleiner dummer junger Hund.

Das Kinderspielzimmer ist in unseren engen städtischen und altertümlich ländlichen Wohnungen selten vom Familienwohnzimmer abzusondern. Da merkt man sich für das Kleinkind ganz besonders, was auch für die Großen gilt: Allezeit gereinigte Luft!

Die Erziehung hat mit dem ersten Tag angefangen. Das Los des Kindes ist das Schicksal der Nation. In dieser Erkenntnis wurde die Abteilung

Jugendhygiene

geschaffen. (Halle Wissenschaft.) Sie ist außerordentlich gelungen. Röstliche Kinderbilder begrüßen uns mit der Aufschrift: „Das gesunde, frohe Kind unserer Zeit.“ Pufig die Darstellung des „Tischlein deck dich“ für das Kleinste, drollig die Krippen- und Kindergartenpielzeuge. Zum Teil werden sie von den Kindern selber hergestellt. Sich nach der Wand mit der Aufschrift „das freigestaltende Kind“. Was das Kleinste ist, das ist es, möchte man sagen. Diese Geschöpfchen leben ja so vegetativ! „Ihre Nahrung sei knapp, aber genügend.“

Das kantonal-bernische Säuglings- und Mütterheim bringt vorbildliche pädagogische Weisungen. Die Heimpflegerin darf weite Wege nicht scheuen. Der „Verein für Säuglingsfürsorge der Stadt Bern“ ließ im Jahre 1930 durch die Fürsorge 4191 Familien besuchen. Ueberall wird die Schwester auf Feinde des Kleinen stoßen. Das sind schlechte Beraterinnen der Mütter, Ungeziefer, Staub, Lärm und Streit. (Auch Radio und Grammophon den lieben langen Tag.) Zur Aufsicht über Pflegeverhältnisse, zur Beraterin von Pflegemüttern und Vertrauten des Kindes ist nur eine hingebende Frau fähig, aber keine, die nur als Amtsperson auftritt.

Ein erschreckendes Kapitel sind die

Kinderkrankheiten.

Diese Ausstellung reizt vor uns Abgründe auf. Wir haben uns dabei nicht nur die verhältnismäßig einfachen Geschichten wie Masern, Röteln und so weiter vorzustellen. Verhängnisvoller als Poden und Diphtherie kann Rachitis sein. Schon das fröhle geborene Kind ist vielfach gefährdet und wird seine Altersgenossen nur bei bester Pflege einholen. Aber selbst die günstigste Entwicklung eines Neugeborenen schützt vor Torheit nicht, Torheit der „zu zärtlichen“ Mütter. Wird das Kind zu liebevoll ernährt, nämlich mit Mehl vollgepumpt, so führt das zu den schwersten Entwicklungsstörungen. Ein Besuch im Jannerspital würde darüber reichlich trüben Aufschluß geben. Die Heilgymnastik, sonst wunderbar bewährt, hilft nicht ohne eine Umstellung der übrigen Lebensweise.

Im Laufe der letzten zwölf Jahre hat sich das Aussehen des Schulkindes verändert, dies also seit dem Einführen hygienischer Schulmaßnahmen. Die Kinder werden durchschnittlich um volle 4 bis 6 Zentimeter größer. Wenn die Schule hilft, so sollte das Elternhaus ihre Hilfe nicht verderben. Nennen wir nur eines: Für alkoholische Getränke gibt das Schweizer Volk immer noch 500 Millionen im Jahre aus, für die Erziehung bloß 241 Millionen.

Es gibt Eltern, die geradezu beleidigt sind, wenn man ihnen von der Gefährdung des Jugendalters spricht. Sie glauben alles zu wissen, was das Kind braucht. Doch die Sache ist nicht so einfach. Selbst dem besten Erzieher wird nicht jede Gefahr sofort deutlich, nicht jeder Weg ohne weiteres klar. Die Überzeugung der Forscher und Aus-

steller heißt hier: Seelisch-körperliche Führung dem Anvertrauten.

Wie das Kind nicht sollte leben müssen, erzählt eine Wand. In der

Schulhygiene

erweist es sich immer wieder, daß die häuslichen Verhältnisse eine Grundbedingung für gute Schulleistungen sind. Unsere Schulen sollten so werden, daß auch körperlich zurückgebliebene oder zarte Kinder mitgehen können. (Von den Anormalen ist an anderer Stelle zu sprechen.) Nicht alle Eltern können es sich leisten, das schonungsbedürftige Kind in ein modernes Kinderheim oder Institut zu geben. Der Schularzt, der noch mehr als ein guter Onkel ist, will nun für alle Kinder annähernd das erwirken, was ein gutes Kinderziehungsheim gibt. Dabei braucht es freilich auch Lehrerpersönlichkeiten! Moderne Schulräume allein sind noch kein Gewinn. Anderseits ist zu sagen, daß selbst der beste Lehrer in einer mußigen Bude verschimmeln kann. Sehen wir uns das

Schulzimmer

Stapfenader, Bümpliz, an. Dann vergleichen wir es mit dem Vorbild von der Schulstube anno dazumal und vom cholericischen Schulmeister. Wenn die Schule Ausbreitungsfeld ansteckender Krankheiten ist, dann müssen luftige, sonnige, vielfenstrige Räume her. Vielleicht ist dadurch ein weiterer Rückgang der Kindersterblichkeit möglich. Sie war um 1900 fünfmal so stark als heute.

Zu Primar- wie Sekundarschule gehört auch der Schulgarten. Wir bekommen ihn als Musterexemplar in seinem Hochsommerflor zu sehen. Das schönste Schulzimmer darf eben nicht zum überflüssigen Drinbleiben verloren, denn Wind, Sonne, Schnee oder Waldluft werden durch nichts ersetzt, weder durch düstendes Urvenholz (Oberland), noch amerikanische Schiebefenster, noch ausgiebige Wandtafeln.

*

Nicht überall in Europa hat man eine solche Fülle von Licht und eine derartig heilsame, erfrischende Einheit von Norden und Süden wie in unserem Übergangsland. Das „Ospizio ticinese“ für schwächliche Kinder in Lugano-Sorengo eröffnet die Reihe der eigentlichen Freiluftschulen. Spielen, lernen, Imbiss, Mittagsruhe, Turnen und Sonnenkur, alles spielt sich im Grünen ab. Oder im Schnee, freilich einem Schnee unter Palmen! Es folgt die Ausstellung des „Verbandes schweizerischer Institutvorsteher“. Vielfach sind die Kinderheime hochalpin gelegen.

Die Freizeitbeschäftigung

ist schon beim Schulkind ein Problem, das man nicht ernst und nicht wohlgenut genug lösen kann. Der Lehrer soll keine Aufgabenfuxer heranzüchten, die Eltern mögen sich nicht zu sehr an ihren schulweisen Musterkindern freuen. Eine mäßige körperliche Inanspruchnahme zuhause muß beim Kind das Schulleben ausgleichen. Ueberanstrengung aber soll vermieden werden. Bauernkinder sind oft überarbeitet. Mancherorts genügt ja als tägliche körperliche Leistung der Schulweg schon vollkommen. Die Schulwegleistungen von Bergkindern sind unfählich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Engelwirt.

17

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Der Engelwirt trank geschmeichelt und begeistert. Dann pausierten sie, und der Alte sprach ab und zu ein paar Worte Portugiesisch mit dem Inhaber des Ladens. Wasmer horchte träumerisch erregt den welschen Lauten, die ihm in dem dunklen Raum, wo er die Sprechenden kaum mehr unterscheiden konnte, doppelt fremd und geheimnisvoll gemuteten, und als es eine Zeitlang gewährt hatte, wurde er ärgerlich darüber, daß er nichts verstand, schob das Glas hin und unterbrach die Sprechenden mit den Worten: „Noch einen!“